

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Spielleute im alten Zürich
Autor: Fenigstein, Berthold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571711>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

erlebtem Mutterglück jubelt ein heller Reim. Ueber allem andern groß wie ein Schmerz wölbt sich die Liebe zur

Mutter. Und darin lebend das überhoch gesteckte Pflichtziel eigenen, voll Sinn getragenen und erfüllten Muttertums.

Felix Beran, Zürich.

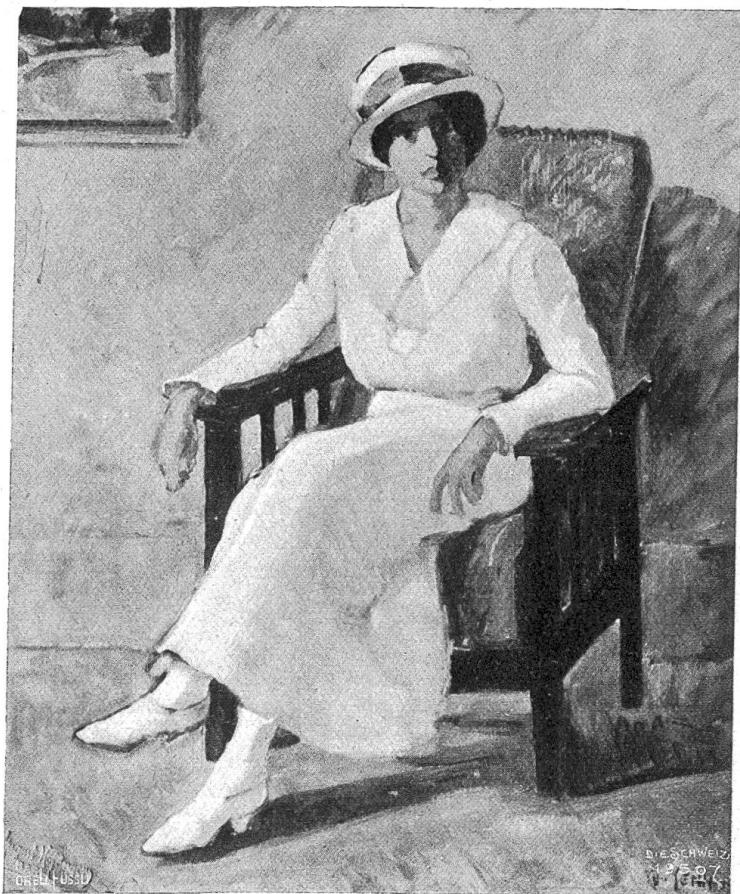
Spielleute im alten Zürich.

Im Lande ist Frieden. Kaufmann und Handwerker sind zu Wohlstand gekommen, und dieser hat sich mit seinen Berufsgenossen zu einer Kunst vereinigt. Nach des Tages Arbeit halten die verschiedenen Zünfte ihre Abendmahlzeit gemeinsam ab. Man ist gut und trinkt noch besser und ist fröhlicher Laune. Das hat aber auch schon ein Spielmann, der im Hofe oder vor der Türe stand, bemerkt. Er hat die günstige Gelegenheit abgewartet, und nun tritt er ein: „Herren,“ beginnt er, „wollt ihr, daß ich euch erzähle, was in Mailand geschah?“ Man erlaubt es ihm. Er erzählt eine Geschichte, und am Schlusse kommt für ihn die Pointe: „Zu End ist die Geschichte mein. Darf ich wohl bitten um den Wein?“ Die Handwerker sind mit dem Erzähler zufrieden und schenken ihm gern das Verlangte. Vielleicht noch mehr, als er erwartete, und deshalb fährt er fort: „Herren, hört eine neue Mär!“ Hat der Jongleur seine Sache auch diesmal gut gemacht, so gestattet man ihm, am nächsten Abend wieder zu kommen. Und hält man gar ein Fest ab, so muß noch mehr für genügende Unterhaltung gesorgt werden, und drei, vier Spielleute finden Zutritt.

Auch der Pöbel kommt zu seinem Teil. Auf Kreuzwegen oder in der Straßenende steht ein Mann. Er muß etwas Außergewöhnliches an sich haben. Sei es im Gesichtsausdruck oder an den Kleidern, oder vielleicht läutet er gar mit einem Glöckchen. Kurz, ein Haufe erkennt ihn als Jongleur und schart sich um ihn. Die Menge wird immer größer und größer; man kann sich ihren Lärm vorstellen. Der Spielmann

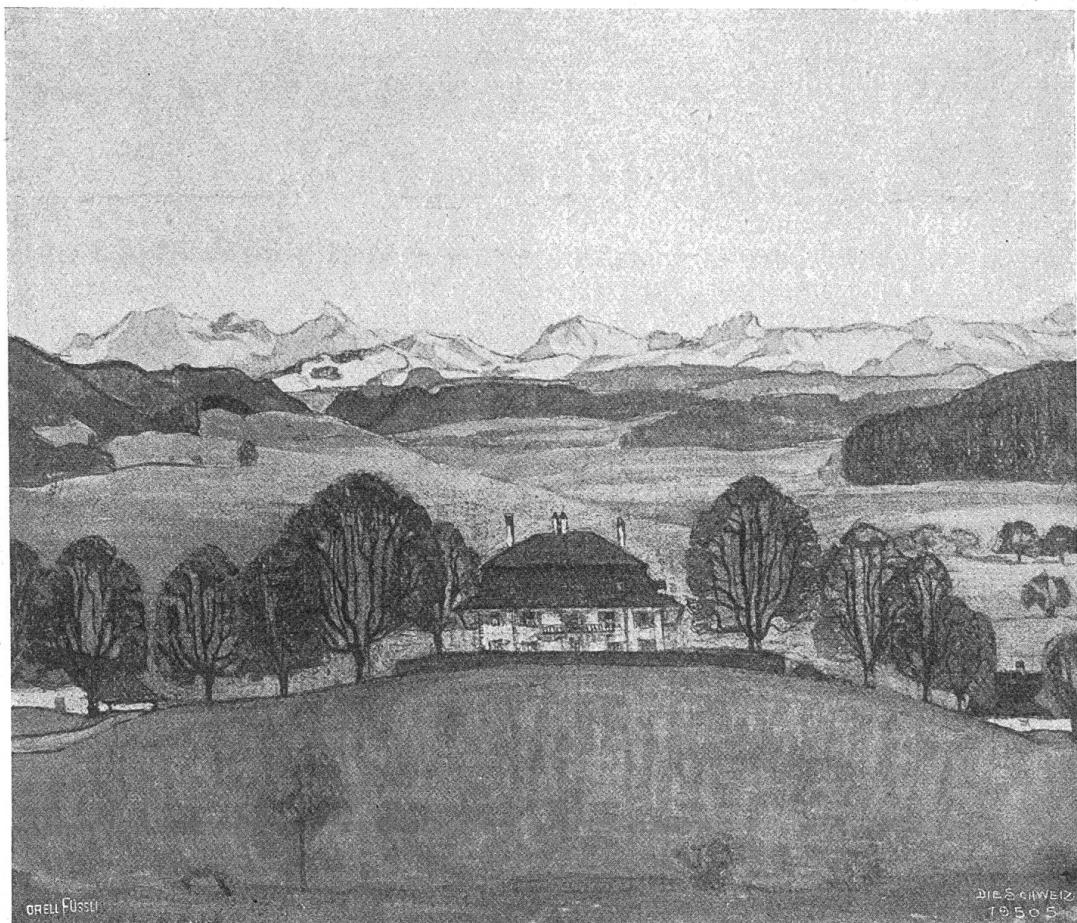
hält sein Auditorium für zahlreich genug und läßt seine Stimme ertönen: „Nun schweigt und höret zu!“ Die Menge lauscht vergnügten Herzens. Die Geschichte ist beendet, und der Jongleur geht ans Einfassieren. Die Hintersten drücken sich so schnell als möglich, und der Haufe wird immer kleiner. Wohl oder übel muß der Geldbeutel der Vordersten etwas leiden — nicht allzustark; denn hat der Jongleur von einem nur eine kleine Kupfermünze erhalten, so ist er schon zufrieden.

Schlimmer als noch heute die Zigeuner, zogen so im Mittelalter die Jongleure oder Spielleute von Stadt zu Stadt und von Land zu Land und vergnügten mit ihren Erzählungen, mit ihren Liedern, mit dem Klang der noch sehr primitiven Instrumente und nicht minder mit ihren



Traugott Senn, Bern.

Damenbildnis (1915).



Traugott Senn, Bern.

Seiltänzer- und andern Kunststücken das niedere Volk und den in gute Verhältnisse gelangten Bürgerstand. Sie fristeten ein gar läglisches Dasein. In Schmutz und Lumpen gehüllt, bettelten sie um färgliche Nahrung und bescheidenes Nachtlager. Nicht selten wurden sie vertrieben, ja sogar geprügelt, und mehr als einer unter ihnen siechte aussäzig und verhungernd auf der Wanderung dahin. Trotz den Beleustigungen, die sie dem Volke boten, waren sie nur selten gern gesehene Gäste; denn sie waren die Verbreiter mancher ansteckenden Krankheit, und die Führung dieser ans Bagabundieren gewöhnten Leute war oft genug der Grund zu Schlägereien und andern Unruhen der Bevölkerung. So ist es klar, daß sich schon früh die Behörden genötigt sahen, das Leben der Spielleute zu überwachen und sie, wenn nötig, vom Platze zu weisen oder ihnen überhaupt schon gleich den Eintritt in die Stadt zu verweigern.

* * *

Landschaft bei Bern.

Von den herumirrenden Spielleuten oder Musikanten, die bei allen möglichen Anlässen auffielen, kamen viele auch nach Zürich. Zeitweilig gelangten sie zu einigem Ansehen. Bald fanden die, die sich längere Zeit in unserm Land aufhielten, an der Ordnung, sich zu organisieren, besonders um neu zu kommende, der Bruderschaft nicht angehörende Konkurrenten von den Spielgelegenheiten bei Tanz und Fest fernzuhalten.

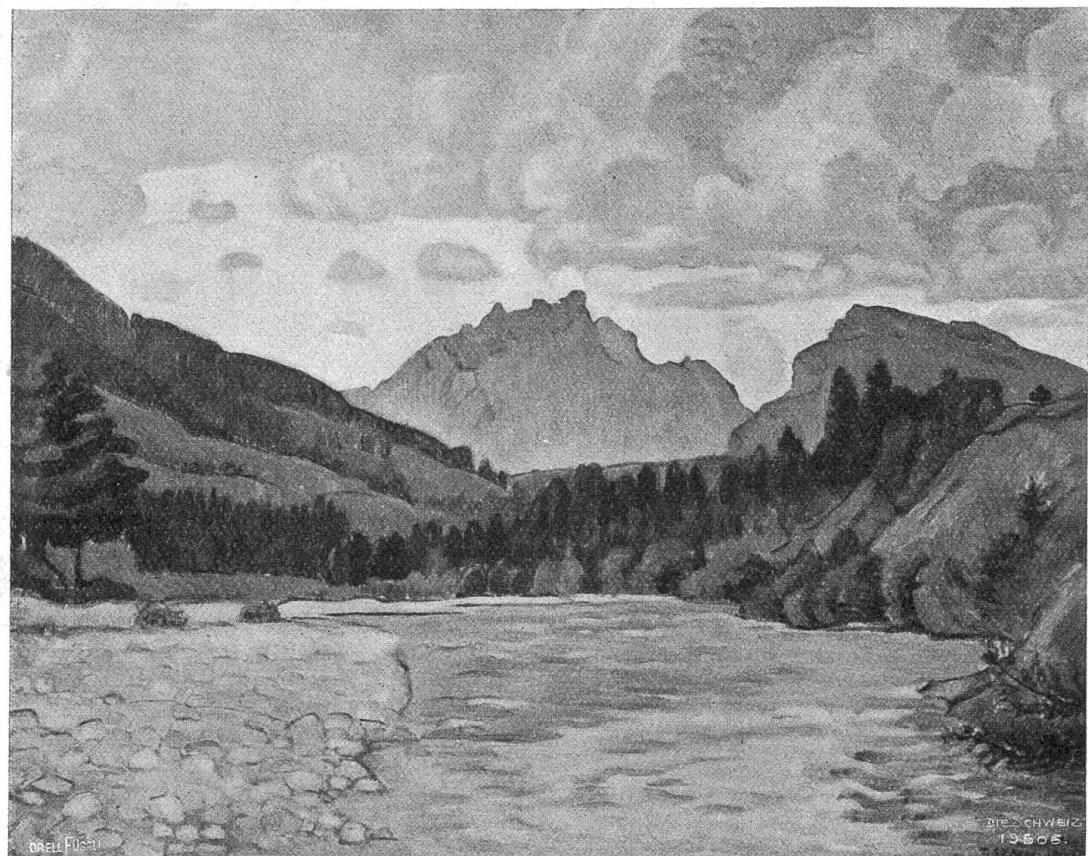
Um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit begegnen wir in der Stadt Spielleuten, denen die besondere Gnade der Obrigkeit widerfuhr, von diesen in Diensten aufgenommen zu werden, ja sogar das blauweiße Ehrenkleid der altzürcherischen Amtsleute tragen zu dürfen. Man nannte sie Stadtspießer und vom sechzehnten Jahrhundert an Stadttrompeter. Ihre oberste Pflicht bestand in der Ausübung der Turmmusik auf St. Peter. Es ist ganz natürlich, daß sich alle „Musitzer“ nach diesen Posten sehnten, wurden

sie dadurch doch beinahe angesehene Leute mit bestimmter, wenn auch nicht sehr reichlicher Besoldung. Zudem durften sie auf Geschenke zählen, besonders wenn sie Gelegenheit hatten, hohen Herren vorzuspielen; dann lohnte sie meist auch reichliche Belöhnung, wobei sie den Wein am allerwenigsten verschmähten. Die Stadttrompeter von Zürich waren zugleich Hochwächter auf dem Petersturm. Nachdem sie um neun Uhr eine Viertelstunde lang in verschiedener Richtung die „Nacht angeblasen“ hatten, begann ihre Nachtwache, und von da an hatten sie zum Zeichen ihrer Pflichttreue jede Stunde nach Glockenschlag in die Trompete zu stoßen. Ein ganz außerordentliches Treiben herrschte am Neujahrstag. Da zogen die Stadttrompeter in langer Gratulationsfahrt von Standesperson zu Standesperson, und mit ihren Klängen begrüßten sie auch die Landvögte und Pfarrherren auf der Landschaft. Bei einzelnen Familien von Zürich scheint die Stadttrompeterei zur Tradition geworden zu sein, so bei den Steiner und den Albertin, und unter ihnen erreichte sie auch,

um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts, ihren Höhepunkt. Die Albertin, und namentlich Ludwig Steiner *), taten sich auch als Dichter von Musiktexten, Komponisten und Herausgeber nützlicher Musikalien hervor und gelangten so auch in die Musikkreise der höhern Gesellschaft. Sie bildeten Bindeglieder von der Trompeterei hinauf zur reinen Kunst. Als nach ihrem Tode die Größen ihres Berufes geworben waren und gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die hohen Gattungen der Musik einen gewaltigen Aufschwung nahmen, da verlor sich nach und nach das Interesse für die alte Musikantekunst. Die Trompeter-Wächter des Sankt Peter verblieben noch als bloße Hochwächter, und im Jahre 1913 entzog auch der letzte unter ihnen, Hermann Eßlinger, dem einst so geschätzten Amte, in dem er noch als Verkünder von Feuersnot der Stadt wertvolle Dienste geleistet hatte.

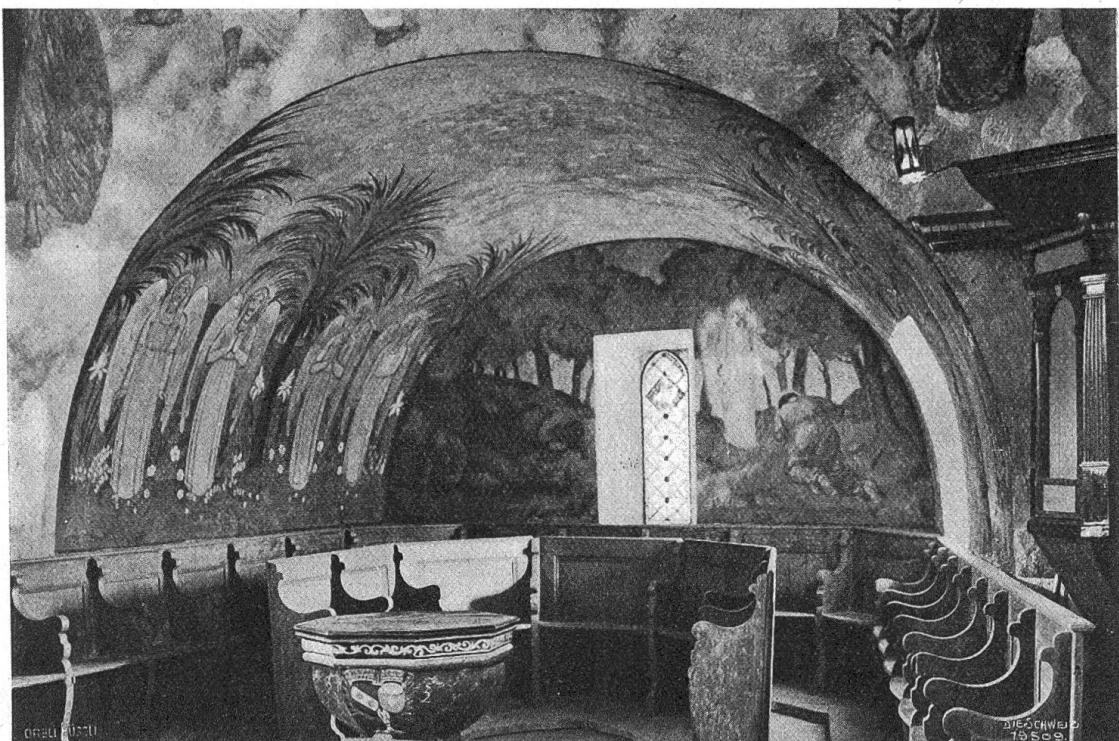
Es ist das verdienstvolle Unternehmen von Dr. Max Fehr, einmal im Zusam-

*) Ein anmutiges Idyll aus der Jugend Ludwig Steiners erzählt Max Fehr im letzten Dezemberheft der „Schweiz“ unter dem Titel „Klein Ludwig auf der Deutschen Schul“ (S. 719/22).



Traugott Senn, Bern.

An der Rander (1915).



Paul Zehnder, Bern.

Wandmalereien im Kirchlein zu Dientigen. Gethsemane und die Engel.

menhang das Leben und Treiben der „Spielleute im alten Zürich“ *) dargestellt zu haben. Seine Schilderung ist fließend und ungemein anziehend. Episoden wie diejenige des schönen Leutnants auf dem Turm und die Zürichseefahrt im Jahr 1736 erhöhen den Reiz des Buches, das Fehr als einleitenden ersten Band eines

*) Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füssli, 1916.

Werkes „Zürich als Musikstadt im XVIII. Jahrhundert“ betrachtet wissen will. So viel mir aus Fußnoten ersichtlich, werden zwei weitere Bände dem „Kulturellen Leben, soweit es auf die Musik Bezug hat“ und den „Musikgesellschaften und ihren Veranstaltungen“ gewidmet sein. Ihrem Erscheinen wird man mit Spannung entgegensehen.

Berthold Genigstein, Zürich.

Ein Brief zu den Kirchenbildern von Paul Zehnder.

Mitgeteilt von Jakob Bührer, Bern.

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

„Ein Wunder müßte sich ereignen, wenn ich mich wieder einmal an einen Pfarrer wende,“ so schloß ich, glaube ich, meinen letzten Brief an Sie vor etwa vier Jahren. Dieses Wunder hat sich ereignet. Damals, nach dem Sturz vom Gerüst, da ich dem Tod nahe war, hatte mich Ihre und Schwester Verenes Güte namenlos getrostet; aber als ich kurz vor meinem Austritt aus dem Spital um der Schwester Freundschaft warb, antwortete sie mir, ihre Liebe gehöre den Kranken und nicht den Genesenden. Meine Stelle fand ich besetzt und keine neue. Meine Klage beant-

worteten Sie: ich sei jung, gesund und kräftig und müsse mir selber helfen ... Ich half mir selber; aber ich verwünschte und verneinte eine Welt, die nur Güte und Hilfe für Krüppel, Sieche und Kranke kannte und darin man allem Gesunden und Starken Härte entgegenbrachte. Und aus dieser Verneinung und Verachtung gewann ich Mut und Geschick, mich selber durchzusehen. Da kam der Krieg, und ich tat, was ich seit langem bewußt und ängstlich vermieden hatte: ich begann — überwältigt von dem Wahnsinn, der die Welt durchtobte — von mir weg und über mich hinaus zu denken. Ich